

Miranda Beverly-Whittemore

# June

Lese-  
probe

it

Roman

Nach ihrem Bestsellererfolg ›Bittersweet‹ erzählt Miranda Beverly-Whittemore in ›June‹ von den glänzenden Zeiten der Fünfziger, vom strahlenden Hollywood und von einer Liebe zwischen zwei Welten.

Es ist 1955, der Sommer, der für die Kleinstadt St. Jude in Ohio immer unvergessen bleiben wird: Hollywood kommt in die Stadt. Alle Bewohner sind in höchster Aufregung, nur June lässt der Rummel kalt; die junge Frau ist ganz und gar mit ihrer anstehenden Hochzeit beschäftigt. Doch dann trifft sie auf Jack Montgomery, den großen Filmstar, der all ihre Pläne auf den Kopf stellt.



**Miranda Beverly-Whittemore**  
**June**

Roman. Aus dem amerikanischen Englisch von Anke Caroline Burger  
it 4573. 560 S. Klappenbroschur  
€ 15,95 (D)/€ 16,50 (A)  
(978-3-458-36273-9)  
Auch als eBook erhältlich

Miranda Beverly-Whittemore

# June

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch  
von Anke Caroline Burger

*Leseprobe*

*Juni 2015*

Nicht alle Häuser träumen. Die meisten tun das nicht. Doch Two Oaks träumte. Es träumte wieder von den Mädchen – von dem Mädchen June, das schon eine junge Frau war, und von dem Mädchen Lindie, das wie ein Junge wirkte. In dem Traum lagen June und Lindie zusammen im Bett, oben an der Treppe in Junes Kinderzimmer.

Nur im Traum entkam Two Oaks seinem gegenwärtigen Zustand – dem Ballsaal unterm Dach, durch den die Fledermäuse flatterten, der verstaubten Prunktreppe hinunter in die Eingangshalle, in der sich die Briefe an eine Tote stapelten, den rohen Kiefernholzstufen der Gesindestiege wieder hinauf. Im Traum konnte die Villa sich vormachen, ihr stünden noch einmal ereignisreiche Tage bevor. Das alte Haus beschwor das Geflüster der Mädchen herauf, ihre Geheimnisse und Ideen, das Drängen von June mit ihrem starken Willen, das Ziehen von Lindie mit ihrer Sehnsucht.

Häuser, die träumen, sind für die Ewigkeit gebaut (in jeder amerikanischen Kleinstadt gibt es nicht mehr als eines oder zwei davon). Früher waren sie einmal Herrenhäuser, jetzt sind sie kaum mehr als Bruchbuden: säulenbewehrte Festungen an kleinen Nebensträßchen, auf die man beim Besuch älthlicher Tanten stößt; ein Anblick, bei dem man anerkennend pfeift, ein Handyfoto schießt und weiterfährt. Sie werden von Männern mit hochfliegenden Träumen errichtet, im Fall von Two Oaks war es der Ölmagnat Lemon Gray Neely, der im Jahr 1895 den ersten Spatenstich im Zentrum von St. Jude, Ohio, tun ließ. In jungen Jahren glauben diese Anwesen, dass sie, von begabten Bau-  
meistern gestaltet und vor Stolz förmlich berstend, auf

Jahrhunderte hinaus jedem Zuflucht bieten werden, der über ihre Eichenschwelle tritt.

Doch dann stehen sie, abgesehen von Besuchen einzelner Postboten oder Handwerker, jahrzehntelang leer, die Morgensonne wandert tausendmal über den schmutzigen Boden, und sie müssen die würdelose Bewucherung der Außenmauern durch Efeu ertragen, ganz zu schweigen von den an der Vertäfelung nagenden Mäusen. Schließlich akzeptieren sie die traurige Wahrheit: Man hat sie vergessen. Ihr Fundament wird immer schwerer unter den Erinnerungen an die bedeutenden Männer, die die Treppengeländer mit ihren warmen Händen poliert, an die fleißigen Frauen, die ein Hefebrot nach dem anderen in den Öfen gebacken, an die pfeifenden Lieferjungen, die ihre hellblauen Milchflaschen in die Milchklappe gestellt haben, und an die wilden Mädchen, die im Vollmondlicht die korinthischen Säulen hoch in den ersten Stock geklettert sind, auf der Suche nach neuen Abenteuern. Die prächtigen Häuser nehmen ihren Niedergang hin, verlieren sich in süßen Erinnerungen und vergessen ihren Platz in der Welt. Sie lassen die Schultern hängen, sacken auf einer Seite langsam ab und merken nicht einmal, wenn jemand mit einem Koffer und einem Stoß schwerer Kartons aus dem Schnee hereinkommt, die Chenille-Tagesdecke über der bequemsten Matratze zurück-

schlägt und eine Dose Eintopf auf der einzigen Flamme anbrennen lässt, die am Herd noch funktioniert.

Heutzutage war Two Oaks vielleicht einsam, aber es hatte immerhin glücklichere Zeiten gekannt. Im Gegensatz zu anderen Häusern war es einmal voller Leben gewesen. Wenigstens hatte es eine Lindie und eine June gehabt. Wie ein alter Retriever, der den Kopf zu Boden sinken lässt und den süßen Träumen an ein früheres Leben nachhängt – dem quicklebendigen kleinen Blondschof, dem Lieblingsschuh, dem rauchigen Duft gebratenen Specks –, so kann auch ein dem Verfall überlassenes Haus seine Geschichte noch einmal Revue passieren lassen. Im Fall von Two Oaks gehörten dazu die dunkle, fürchterliche Nacht, in der Lindie einem Mann den Kopf einschlug, bis sie seine Hirnmasse an den Fingerspitzen spürte. Dazu gehörte aber auch der verheißungsvolle Glanz der Filmstars, der seidenglatte Galgenstrick, der sich um alles zuzog, was den Mädchen lieb und teuer geworden war, das leise Stöhnen unter gestohlenen Küssen und das Baby.

Cassie hatte noch nie von träumenden Häusern gehört; sie hätte sich gegen so eine Vorstellung verwehrt. Sie wusste nur, dass sie ungewöhnlich lebhafte Träume hatte, seit sie im Dezember nach St. Jude, Ohio, gekommen war. Sie hatte Zuflucht im Haus ihrer Großmutter gesucht, wie sie es immer noch nannte – der Name

»Two Oaks« kam ihr überkandidelt vor, und dass es jetzt ihres war, vergaß sie immer wieder. Cassie steckte mit ihren fünfundzwanzig Jahren in einer tiefen Lebenskrise; das Haus war ihr wie eine praktische Notlösung vorgekommen: eine Wohnmöglichkeit, als kurz vor Weihnachten klar geworden war, dass sie aus Jims Loft in Williamsburg im Speziellen und aus New York im Allgemeinen verschwinden musste. Sie hatte noch nie in Two Oaks gewohnt, und auch ihre Großmutter hatte hier nur noch wenig Zeit verbracht, nachdem sie nach Columbus gezogen war, um Cassie großzuziehen.

Die rostige Zentralheizung im Keller war kaputt, genau wie das Dach und der Herd und Gott weiß, was sonst noch. Der ergraute Handwerker, den sie am ersten Morgen kommen ließ, schusterte eine provisorische Notlösung zusammen, sodass wenigstens die Rohre nicht einfroren, lieh ihr einen Heizlüfter und empfahl ihr, baldmöglichst einen Fachmann zu rufen. Mittlerweile war Juni, und Cassie hatte sich immer noch nicht darum gekümmert. Die Rohre waren zwar nicht eingefroren, aber das war reines Glück gewesen, und sie wusste genau, dass sie sich nicht auf dieses Glück verlassen sollte. Das Dach war an manchen Stellen, nun ja, mitgenommen; wenn sie ganz ehrlich war, leckte es, besonders in einer der Abstellkammern neben dem Ballsaal. Die Tür einfach nicht aufzumachen

war vermutlich kein besonders erwachsener Umgang mit der Situation. Auch dass man im Keller durch einen Riss im Fundament das Tageslicht sehen konnte, war kein allzu gutes Zeichen. Viel verstand Cassie nicht von Häusern, aber die Lage war ernst, das stand fest. Jeden Tag wachte Cassie mit dem Vorsatz auf, ein Bauunternehmen anzurufen. Sie musste lediglich den Hörer des altmodischen Tischfernsprechers im halbrunden Arbeitszimmer auf der Vorderseite des Hauses abnehmen, den Zeigefinger in die Wählscheibe stecken, drehen, einen freundlichen, aber bestimmten Tonfall anschlagen und eine Handvoll Fachleute zu Hilfe rufen. Jeden Tag beobachtete sie sich dabei, wie sie es nicht tat. Vielleicht zum Teil, weil sie es sich nicht leisten konnte – dabei wusste sie ja gar nicht, wie viel Geld sie noch hatte. Seit sie im November die auf dem Konto ihrer Oma verbliebenen vierzehntausend Dollar gerbt – ein Schock, denn sie hatte mit viel mehr gerechnet – und mittels ihres inzwischen vernachlässigten E-Mail-Accounts automatische Abbuchungen eingerichtet hatte, hatte sie sich um keine Rechnung, keinen Brief und keinen Anruf mehr gekümmert.

Richtig sympathisch war ihr dieser Charakterzug nicht, und auf einen Winter in einem eiskalten Haus hatte sie auch keine Lust. Cassie zwang sich sogar täglich, daran zu denken, wie scheußlich das Erwachen

mit eiskalter Nase und rauem Hals gewesen war. Sie verbrachte einen nicht unerheblichen Teil ihres Tages mit Sorgen über die durchfeuchtete Decke in der Abstellkammer direkt über ihrem Bett. Aber sie schaffte es einfach nicht, zum Hörer zu greifen. Vielleicht glaubte sie unbewusst, das Einfrieren der Rohre und der Einsturz des Daches seien genau die richtige Strafe dafür, dass sie Jim verlassen und ihrer Großmutter das Herz gebrochen hatte, weil sie aus lauter Dummheit und Arroganz nicht mitbekommen hatte, dass die alte Frau im Sterben lag.

Den lebhaften Träumen, die ihr Two Oaks bescherte, war es zu verdanken, dass sie Grundbedürfnisse wie Wärme und ein heiles Dach über dem Kopf ignorieren konnte. Cassie kannte den Ursprung der Träume nicht – genau wie die meisten Menschen war sie überzeugt, dass sie ihrem Unterbewussten entstammten. Aber die nächtlichen Dramen waren wesentlich besser als alles, was ihr waches Leben an jenen dunklen Wintertagen zu bieten hatte. Im April, als sich die wild wuchernde Flora vor den Fenstern in hundert verschiedenen Smaragdtönen färbte, schlief Cassie bereits vierzehn, sechzehn Stunden am Tag. Das Haus richtete sich in seinem tiefen, honigbraunen Schlaf ein und nahm Cassie mit unter seine schläfrigen Fittiche. Selten einmal wurde es durch ein Niesen oder einen zerspringenden Teller

dazu gezwungen, das Menschenwesen in seiner Mitte zu bemerken; Cassies Anwesenheit war sicher vorübergehend wie die unter den Dachsparren nistenden Grackeln oder die Beutelrattenfamilie, die in der Milchklappe hauste. Die Jahreszeiten kamen und gingen, und das Mädchen würde auch bald wieder verschwunden sein.

[...]

Bevor Cassie richtig wach war, stand sie schon fast an der Schlafzimmertür. Die ganze Welt war ein einziges gellendes Schrillen. Sie ahnte zwar, dass das grauenvolle Geräusch nicht ihrem Kopf entstammte, aber es zerstörte die Ruhe, die eigentlich dort oben eingezo-gen war. Blind tastete Cassie auf dem Boden nach Kleidern. Das teuflische Schrillen ließ nicht nach. Sobald sie die Brille aufhatte und das Zimmer in den Fokus rückte, wurde ihr klar, dass nur ein Haus, das so alt war wie Two Oaks, ein solches Geräusch produ-zieren konnte, als müsse es zähen Schleim hochhus-ten, der seit Urzeiten in seiner Kehle festsaß, sich räus-tern, ächzen und stöhnen. Aber das erklärte natürlich nicht, woher dieses Kreischnen stammte und was es bedeutete, und erträglicher wurde es dadurch auch nicht.

Der Kristalllüster an der Decke klirrte, als sie entschlossenen Schrittes durch die Eingangshalle auf die schwere Eichentür zuging, die gerahmten Aquarell-Stilleben bebten. Sie riss die Tür auf.

Der Sommer war da.

Der Tag traf sie wie ein Paukenschlag: zu viel Licht, zu viel Farbe, zu viele Heckenrosen, aus deren Herzen zu viele Insekten tranken. Ein Mann im grauen Anzug eilte gerade über den Gartenweg davon, Smartphone am Ohr. Das entfernte Klimpern eines Windspiels, ein durch die Straße röhrender Traktor, niedrige Wolken hoch am Himmel wie weiße Spitze über einem blauen Kleid. Selbst jetzt noch, nach einem halben Jahr Abstinenz, war ihr erster Impuls, nach der Kamera zu greifen, an Blendenöffnung, Schärfentiefe und Belichtung zu denken, aus welchem Winkel sie fotografieren, was sich in der Mitte des Bildausschnitts befinden sollte. Es juckte sie in den Fingern, das Wasser lief ihr im Mund zusammen: Das hier war ein gutes Bild, oder zumindest die Gelegenheit dazu. Aber nein – sie unterdrückte das sich regende Verlangen. Sie fotografierte nicht mehr, glaubte nicht mehr daran.

Um sich abzulenken, richtete sie ihre Aufmerksamkeit auf den davoneilenden Fremden. Er wirkte irgendwie kompakt. Seine Schulterblätter zeichneten sich unter der schiefergrauen Gabardine ab, als woll-

ten sie Reklame dafür machen, wie ein gutsitzendes Sakko an einem Mann auszusehen hatte. Er war fast am Bürgersteig angelangt.

»Was ist?«, schrie sie ihm hinterher. Sie bereute die Worte, sobald sie ihr aus dem Mund gekommen waren. Cassandra Danvers war keine Prophetin. Doch als der Mann sich umdrehte, war ihr augenblicklich klar, dass ihr hart erkämpftes Leben in Einsamkeit ein Ende gefunden hatte. Es war der direkte Blick, mit dem er sie ansah – als hätten sie einen Vertrag miteinander, aus dem es so leicht kein Entrinnen gab.

Er kam über den Gartenweg zu ihr zurückgesprintet, als hätte sie ihm gerade das Leben gerettet. Cassie war zwar zur Einsiedlerin geworden, aber ihr Gespür für Menschen hatte sie nicht verloren. Dieser junge Mann, der da mit gerunzelter Stirn auf sie zukam, war gestresst. Und ihr altersmäßig viel näher – über dreißig war er auf keinen Fall –, als sein geschäftsmännisches Äußeres von hinten hatte vermuten lassen.

Er kam die knarrenden Treppenstufen hoch und sprach fragend ihren Namen aus. Dann steckte er das Smartphone weg und stürzte über die Veranda auf sie zu. Das Telefon im Arbeitszimmer hörte auf zu klingeln; als es plötzlich still war, schimpften die links der Haustür nistenden Grackeln laut los.

Auf den paar Bodenfliesen, die der Veranda von Two Oaks geblieben waren, tanzte das Sonnenlicht. Mittlerweile waren sie grau und saßen so wacklig in den Fugen wie Diamanten in der Fassung eines geerbten Eherings. Doch selbst nach über hundert Jahren strahlten sie noch hell genug, um das Licht zurückzuwerfen und den näher kommenden Mann in ihren Glanz zu tauchen. Cassie hielt sich schützend eine Hand vor die Augen. Er war es also, der seit dem Vortag ständig anrief, argwöhnte sie. Seit er das Handy weggesteckt hatte, klingelte auch das Haustelefon nicht mehr.

»Ich heiÙe Nick Emmons.«

Er streckte ihr die Hand hin, doch sein Blick huschte kritisch umher. Sie folgte seinem Blick hinauf zum modernen Querbalken des Vordachs, dann zur blätternen Säule in der Westecke der Veranda. Sie fühlte sich wieder wie im Krankenhaus, als sie die trockene Hand ihrer Großmutter gehalten hatte und die wohlmeinenden Krankenschwestern mit ihren Geräten anschreien wollte: »So ist sie nicht! Ihr kennt sie doch gar nicht!« Der junge Mann sah nichts als ein Wrack vor sich. Cassie blickte ihn aus verengten Augen an und stellte sich vor, wie er durch eines der morschen Dielenbretter brechen würde, auf denen früher einmal Verandafliesen gelegen hatten. Dann würde er bis zur Taille feststecken und käme nicht mehr an die Türklingel. Sie würde

ihm das Handy klauen und dem eigensinnigen Haus die Schuld an dem Vorfall geben.

Doch jetzt trug eine Brise seinen Geruch heran, eine Mischung aus Holzfeuer und Speed-Stick-Deo, dem grünen Speed Stick, den Cassies erster Schwarm benutzt hatte – der Schüler, der ihnen in Columbus den Rasen gemäht hatte.

Vor ihr stand ein gut riechender, tadellos gekleideter Mann, der nach Cassies ersten erotischen Phantasien duftete, und lächelte sie an. Sie konnte sich unmöglich vormachen, es gefiele ihr nicht, wie gut die blassblaue Krawatte zu seinem grauen Anzug passte oder wie ihm eine widerspenstige Strähne in die Stirn fiel.

»Was für ein tolles Haus«, sagte er zu ihrer Überraschung, und sie war entzückt.

Aber besser schnell das Pflaster abreißen. »Sind Sie von der Bank?«, fragte Cassie.

»Achtzehnfünfundneunzig? Sechsendneunzig?« Er begutachtete das aus gelben Klinkern gemauerte Halbrund des Portals. »Ist das der ursprüngliche Eingang? So etwas habe ich noch nie gesehen.«

»Ähm«, sagte Cassie und wiederholte ihre Frage nach der Bank, die er einfach nicht beantworten wollte. Er tippte mit der Schuhspitze auf die losen Bodenfliesen und drehte sich, damit er den Blick vom Eingang aus bewundern konnte. Das war vermutlich sein Ford

Fiesta dort an der Straße. Begleitet vom Gedudel eines Country-Senders, fuhr ein Pickup vorbei, ein tätowierter Arm war im offenen Fenster zu sehen. Nick bewunderte weiter das Haus, dann drehte er sich zu Cassie um und fragte sie nach ihrem Telefon. Ging sie überhaupt jemals dran? Hatte sie denn kein Handy? Keine E-Mail-Adresse? Wusste sie eigentlich, dass sie praktisch unerreichbar war? Cassie betrachtete diesen Nick Emmons, der im Laufe der letzten paar Minuten zweimal unbewusst sein Smartphone herausgezogen hatte, seine PIN eingab, E-Mail und SMS kontrollierte und es dann zurück an seinen Platz steckte: die Tasche über seinem Herzen. Der Mann konnte offenbar nicht stillhalten.

»Und was wollen Sie?«, fragte Cassie forsch.

»Oh.« Nick stellte das Lächeln ein. »Richtig.« Er räusperte sich, als wäre er auf diese Frage nicht vorbereitet gewesen.

»Könnte ich vielleicht hereinkommen?«

Beiden war klar, dass dieser Satz nicht ausreichte, um ihm Zutritt zum Haus zu verschaffen. Er startete einen zweiten Anlauf. »Ich bin da, wegen einer – Ihrer – Erbschaft.«

War er also doch von der Bank. Cassies Mund verhärtete sich. »Das Geld gehört mir. Sie hat es mir hinterlassen. Ich weiß, dass das Haus stark reparaturbe-

dürftig ist, aber es war abbezahlt, was heißt, dass es jetzt mir gehört, und ich sehe vielleicht nicht so aus, als würde ich viel von Geld und Häusern und so weiter verstehen, aber ich weiß, dass Sie es mir nicht einfach wegnehmen können, bevor ich Gelegenheit hatte ...«

Er winkte ab, um sie in ihrem Redestrom zu unterbrechen. »Damit habe ich nichts zu tun. Ich bin wegen einem Geldbetrag hier, den Sie gerade, sozusagen gestern, geerbt haben, von jemandem – einem Verwandten?« Jedes Wort schien ein Kampf zu sein, als wisse er nicht, wie er sich ausdrücken sollte, entschied sich dann jedoch für die unverfängliche Variante und nickte bekräftigend. »Jemandem, den Sie möglicherweise gar nicht kennen ...« Er blickte über ihre Schulter hinweg in die Dunkelheit der Eingangshalle und zurück zu Cassie. Er wirkte überrascht, als ihre Blicke sich trafen, als habe er sich verbrüht, und neigte den Kopf. »Ich würde wirklich gern hereinkommen.« Er räusperte sich. »Damit ich Ihnen alles erklären kann.« Er gewann seine Selbstsicherheit wieder und streichelte die Messingbeschläge um die Türklingel. Dann sah er Cassie mit unverhohlener Begeisterung in die Augen. »Ich hatte ja keine Ahnung, in was für einem Schloss Sie hier wohnen. Das müsste unter Denkmalschutz gestellt werden!« Sie runzelte die Stirn. »Darf ich ... darf ich reinkommen? Es ist wichtig.«

[...]

Nick hatte es sich in der Ecke des gelben Plüschsofas im vorderen Salon gemütlich gemacht.

»Also.« Cassie sah ihm zu, wie er einen Chip kaute.  
»Sie sagten etwas von einer Erbschaft.«

Zwischen Nick Emmons' gepflegten Augenbrauen bildete sich eine winzige Falte. Er legte die Hände aneinander, wie ein Kind, das Geschäftsmann spielt. »Wissen Sie, wer Jack Montgomery ist?«

Das Schwarzweißporträt eines Filmstars aus einer anderen Ära tauchte vor Cassies innerem Auge auf. Auf dem Bild beugte sich der Mann ein wenig der Kamera entgegen, die Arme unter dem Kinn verschränkt. Auf eine altmodische Art sah er mit dem ernstesten Mund und seinem melancholischen Blick unter den dichten Augenbrauen gut aus. Wo hatte sie das Bild bloß gesehen? Es entstammte einer früheren Zeit als das berühmte Farbfoto von ihm, auf dem er sinnend über ein leeres Weizenfeld blickt, einen langen Strohalm im Mund. Das war, wie Cassie wusste, ein Standbild aus einem Männerfilm mit vielen Pferden, Gewehren, einem hübschen Mädchen und ansonsten eher wenig Handlung.

Ein Freund von Jim hatte sie zu einer Vorstellung im Filmforum mitgenommen. *Absalom's Ride?* Jedenfalls

war Jack Montgomery hauptsächlich berühmt dafür, dass er lange vor Cassies Geburt berühmt gewesen war; er musste alt sein, älter noch als ihre Großmutter.

»Jack Montgomery ist vor drei Tagen verstorben«, sagte Nick. »Wie sich herausstellt, hat er Ihnen seinen ganzen Besitz vermacht.« Den letzten Satz sagte er beiläufig, aber er beobachtete sie dabei. »Man könnte insofern sagen, dass ich wegen Ihrer Großmutter hier bin. Ich bin hier wegen June.«

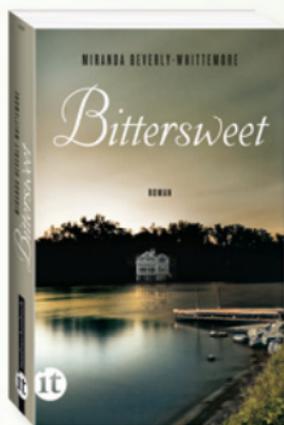
## Miranda Beverly-Whittemore,

geboren 1976, verbrachte als Tochter eines Anthropologen einen Teil ihrer Kindheit im Senegal. Zurück in Nordamerika, besuchte sie ihre Großmutter regelmäßig in Ohio und ließ sich von deren Kleinstadt zu ›June‹ inspirieren. Heute lebt Miranda Beverly-Whittemore mit ihrer Familie in Brooklyn.

[www.mirandabw.com](http://www.mirandabw.com)

## Anke Caroline Burger

übersetzt Romane aus dem Englischen, u.a. von Candice Fox, Mark Haddon und Adam Johnson. Sie lebt in Berlin und Montreal, Kanada.



Zuletzt erschienen

**Miranda Beverly-Whittemore**  
**Bittersweet**

it 4447. 420 S.

€ 9,99 (D)/€ 10,30 (A)

(978-3-458-36147-3)

Auch als eBook erhältlich

*»Intrigen? Ja, bitte! Skandale und  
Überraschungen? Her damit! Jede Seite  
und jede neue Verwicklung dieses  
Romans kostet man aus.« Cosmopolitan*

Die funkelnde Welt von  
Hollywood, die Wucht der großen  
Liebe und eine Intrige, die alles  
zum Einsturz bringen kann